

# Zentralblatt

des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins  
Organe central de la Société d'utilité publique des femmes suisses

Erscheint am 20. jedes Monats

Motto: Gib dem Dürftigen ein Almosen, du hilfst ihm halb —

Zeige ihm, wie er sich selbst helfen kann, und du hilfst ihm ganz.

Abonnementspreis: Jährl. Fr. 1.—; Nichtmitglieder; Fr. 2.—, bei Bestellung durch die Post 20 Cts. Zuschlag

Inserate: Die einspaltige Nonpareillezeile 20 Cts.

Adresse für Abonnemente und Inserate; Buchdruckerei Bächler & Co., Bern.

Adresse der Redaktion: Frau Dr. J. Merz, Depotstrasse 14, Bern.

Mitglieder des Redaktionskomitees: Fr. Berta Trüssel, Bern; Fr. Dr. Sommer, Bern  
Frau Dr. Zollinger, Zürich.

Inhalt: Bild: Frau Dr. Marie Heim-Vögtlin, die erste schweizerische Aerztin. — Frau Dr. Heim-Vögtlin (Text). — Aus dem Zentralvorstand. — Ueber Frauenberufe (Fortsetzung). — Der schweizerische Puppenwettbewerb 1916. — Jungfer Regula. — Vom Büchertisch. — Inserate.



Frau Dr. Marie Heim-Vögtlin  
die erste schweizerische Ärztin

## † Frau Dr. Marie Heim-Vögtlin.

Eine eigenartige Schar Leidtragender versammelte sich an dem regentrüben Nachmittag des 9. November im neuen Krematorium in Zürich, eigenartig nicht nur dadurch, dass entgegen Gebrauch und Sitte unter derselben die *Frauen* in grosser Mehrheit vertreten waren, sondern auch, weil vielen dieser schlichten, alten Frauengestalten, die in ihrem schmucklosen, fast altmodigen schwarzen Gewande zaghaft den mystisch feierlichen Raum betreten, anzuspüren war, dass sie nicht die Gewohnheit hatten, sich an unbekanntem Orten unter fremden Menschen zu bewegen, dass sie aber ihre Schüchternheit überwand, um, einem Herzensbedürfnis folgend, derjenigen persönlich ihren Abschiedsgruss zuzuflüstern, deren vergängliche Hülle in dieser Feierstunde den Flammen übergeben werden sollte. Sie hatten gelesen, dass sie alle zu dieser Abschiedsfeier im Krematorium Zutritt haben würden, sie alle, die das Herz dahin zog. So hatte es die Sterbende selbst angeordnet, indem sie an einem ihrer letzten Lebenstage zu ihrem Gatten noch sagte: „Es ist eigentlich ein Unrecht, so vielen, die durch einen Todesfall teilnehmend betroffen sind, die Türe zur Trauerfeier durch „stille“ Bestattung zu verschliessen. Du hast recht, wir dürfen nicht stille Bestattung anordnen.“ Und es schien, als ob eine jede der leidtragenden Frauen glaubte, dass sie am allermeisten Grund und das allergrösste Bedürfnis habe, noch eine letzte Stunde zu verleben mit derjenigen, der sie zu so viel Dank verpflichtet war und die ein so persönliches warmes Interesse an ihr genommen hatte. Denn das war ja gerade das Eigenartige und Grosse dieser edlen Frau gewesen, die nun im blumenüberdeckten Sarg hereingetragen wurde, dass sie ohne Ansehen der Person *allen* Hilfe und Rat spendete, welche bei ihr darum baten und zwar niemals nur in oberflächlicher Weise einen Verlegenheitsrat erteilend, sondern sich zuerst sorgfältig nach allen Einzelheiten erkundigend und um das Kleinste und Geringste sich bekümmern, um besser und gründlicher helfen zu können.

Nachdem die feierlich getragenen Klänge der Orgel im menschenangefüllten Raume verrauscht waren, schilderte Herr Pfarrer Liechti folgendermassen in kurzen Zügen das reiche Leben unserer lieben Heimgegangenen:

Verehrte und liebe Leidtragende!

Ausserordentlich gross ist die Trauerversammlung, die sich hier zusammengefunden, gross ist in weiten Kreisen unserer Stadt und unseres Schweizerlandes die Teilnahme an dem Trauerfall, der uns hier vereinigt, ja über die Grenzen unseres Landes hinaus reicht sie. Und doch ist's eine *Frau*, die von uns geschieden; aber eine bedeutende Frau, eine Frau, die eine ganz neue Bahn mutig betreten hat, der erste weibliche Dr. med., die erste praktizierende Ärztin der Schweiz, die Bahnbrecherin für die wissenschaftliche Ausbildung und berufliche Tätigkeit der Frau, die aber zugleich ganz „*Frau*“ geblieben ist, die den Beruf der Ärztin und der Gattin und Mutter in glücklichster und vorbildlichster Weise zu vereinigen wusste, eine geistig und sittlich hochstehende Frau, die tiefe Segensspuren im Herzen hinterlässt und vieler Herzen an sich gebunden hat, denen ihr Hinschied schmerzliche Wunden geschlagen.

Die ausserordentliche Bedeutung der Persönlichkeit, derer wir in dieser Stunde gedenken, rechtfertigt es, dass wir länger als üblich bei der Betrachtung ihres Lebensganges verweilen.

Im Pfarrhause des kleinen, einsamen Bergdörfleins Bözen im Aargau wurde sie geboren als die zweite Tochter des dortigen Pfarrers Jul. Vögtlin. Den ersten



Unterricht erhielt sie zusammen mit ihrer Schwester durch die Eltern und den Dorfschullehrer. Daneben blieb ihr viel freie Zeit, die sie in kindlicher Naturbetrachtung und mit aller Art von Feld- und Gartenarbeit im Wettstreit mit den Bauernkindern verbrachte. Da schon zeigte sich ihre gesunde und kräftige Natur und die Zähigkeit und Ausdauer ihres Willens.

Als sie 12 Jahre alt geworden, wurde der Unterricht zu Hause für ungenügend befunden, weshalb man sie in eine kleine Pension im Pfarrhause Thalheim (Aargau) verbrachte, wo sie sehr gute Lehrer hatte. Nach drei Jahren weilte sie während der Dauer eines weiteren Jahres im bekannten Töchterpensionat von Montmirail. Sechzehnjährig zurückgekehrt ins Elternhaus folgte für sie eine gar stille, nach ihrem Empfinden allzu stille Zeit. Sie schreibt selbst darüber: „Viel Hand- und Hausarbeit, ein wenig lesen, wenn ich ein Buch aufreiben konnte, der schriftliche Verkehr mit einer lieben Freundin und meine einsamen Gänge durch Wald und Feld füllten meine Zeit. Leider verstand ich damals nur in geringem Masse wie schön ich mein Leben durch werktätige Teilnahme für die Armen unserer Gemeinde hätte gestalten können. Zwischen diese magere Zeit hinein kam ein längerer Aufenthalt bei lieben, kinderreichen Verwandten in Zürich. Dort lernte ich durch das Beispiel der tätigen Hausfrau zuerst tüchtig arbeiten, die Zeit richtig zusammenhalten. Daneben hörte ich viel schöne Musik und lernte die Geselligkeit einer grösseren Stadt kennen. So kam ich bereichert in das stille Dorf zurück, das die Familie bald nachher verliess, um in das Vaterstädtchen Brugg übersiedeln, wo der Vater Pfarrer geworden. Als ich das 18. Altersjahr erreicht hatte, verloren wir unsere Mutter. Nun lag die Führung des Haushaltes meiner Schwester und mir ob. Die Notwendigkeit, mit allen Pflichten einer Hausfrau genau bekannt zu werden, wie auch die Kenntnisse der Feldarbeit, sind mir später im Berufsleben von unschätzbarem Werte gewesen. Das Beste aber war mir die Hilfsarbeit in einem kleinen Kinderspital, den eine meiner Tanten in Brugg gegründet hatte. Dort erschloss sich mir die Freude an der Krankenpflege, an den liebebedürftigen kleinen Wesen. Auch fand ich im Städtchen häufig Kranke, denen ich dienen konnte. Aber aus dieser Arbeit erwuchs allmählich der Wunsch, nicht nur Gehilfin des Arztes zu sein, sondern die wichtigste Arbeit selbst leisten zu können. Als ich vernahm, dass in Zürich zwei Russinnen an der medizinischen Fakultät angenommen worden seien, befestigte sich mein Entschluss, alles dranzusetzen, um Medizin studieren zu können. Anderthalb Jahre trug ich mich im stillen Tag und Nacht mit diesem Gedanken, bevor ich wagte, ihn meinem Vater auszusprechen. In dieser Zeit studierte ich in den frühen Morgenstunden, oft mit dem Kochlöffel oder der Nahrung in der Hand, im geheimen Lateinisch, Mathematik und Naturwissenschaften.“

Nachdem sie durch Führung des ganzen Haushaltes bis zur geringsten Arbeit den Beweis geleistet, dass sie einen festen Willen zur Arbeit habe und nicht phantastisch angelegt sei, teilte sie dem Vater brieflich ihre Absicht mit und bat ihn um Gewährung. Der Vater erschrak sehr, blieb aber liebevoll und gut. „Alles, mein Kind, was Du willst, nur dieses tue nicht; denn es ist vollständig unmöglich“, sprach er. Man muss bedenken, was das damals bedeutete für einen konservativen, orthodoxen Landpfarrer. Mehr und mehr aber liess er sich umstimmen von der Innigkeit und Tätigkeit, mit der die Tochter an ihrem Plane hing und der Überzeugung, dass ihr ganzes Lebensglück von dessen Wirklichung abhängt. Nachdem ein banges halbes Jahr zwischen Furcht und Hoffnung vergangen, führten zwei der besten Freunde den Vater zu einem end-

gültigen Entschluss, Pfarrer Hagenbuch, Maries Pate, und Dr. Stäbli, der Arzt, der sie als Pflegerin vielfach beobachtet hatte. Sie sagten: „Wenn die betreffende Frau dazu passt, so wird der Beruf der Ärztin prachttvoll werden, und deine Marie passt dazu.“ Nun erklärte der Vater seine Zustimmung zum medizinischen Studium seiner Tochter und er hatte Kraft genug, dem ungeheuren Sturme zu trotzen, in den die ganze Verwandtschaft dadurch geriet. Voll hoher Freudigkeit, obschon Schwierigkeiten in Menge erwartend, bezog die Tochter die Universität Zürich. Ehre diesem Vater!

Im Oktober 1868 wurde Marie Vögtlin als stud. med. immatrikuliert, indem man ihr zugleich gestattete, das Maturitätsexamen nachträglich abzulegen. Sie schreibt: „Das war meine erste öffentliche Schule. Die grosse, innere Aufregung und Angst, mit welcher ich die ersten Male unter Studenten und Professoren trat, war glücklicherweise bald überwunden, denn alle zeigten sich mir wohlgesinnt, und auch diejenigen, welche prinzipiell gegen das Frauenstudium waren, hatten doch alle die gerechte Absicht, mich das Experiment ungestört machen zu lassen. Die 4<sup>1/2</sup> Jahre Studierzeit waren für mich eine Zeit reinen Glückes.“

Im Sommer 1870 bestand Marie Vögtlin zusammen mit den Kantonschülern in Aarau die Maturitätsprüfung, und am Ende des vierten Semesters wurde ihr die Zulassung zum propädeutischen Examen provisorisch gewährt. Erst im Oktober 1872 erlangte sie die Erlaubnis zur Ablegung der medizinischen Fachprüfung auf Grund eines endlichen prinzipiellen Entscheides des damaligen Ausschusses der Medizinal-Konkordatskantone.

Die Berechtigung zur Ausübung der ärztlichen Praxis erforderte damals einen besonderen Beschluss der Konkordatsbehörde. Tapfer kämpfte sich die junge, medizinische Studentin durch alle die Schwierigkeiten hindurch, namentlich unterstützt durch die Professoren Hermann Meyer und Horner, und bestand ihre Examina mit Auszeichnung.

Im Sommer 1873 folgte noch ein Semester in Leipzig, wo sie besonders von His und dem Spezialisten für Frauenkrankheiten, Crédé, sehr gut aufgenommen wurde, während die Mitstudierenden sich nicht auf den loyalen Standpunkt der Schweizerstudenten erheben konnten, sondern bei jeder Gelegenheit eine peinlich ablehnende Haltung bekundeten. Fast ein ganzes Jahr wirkte sie dann als Assistentin von Geheimrat Winkel am grossen Frauenspital in Dresden, wo sie auch ihre Dissertation ausarbeitete. Anfangs Juli 1874 wurde sie zum Dr. med. der Universität Zürich promoviert, und am 24. Juli 1874 begann sie als erste Ärztin der Schweiz ihre Praxis im gleichen Hause, in dem sie am 7. d. M. ihren Lebenslauf beschlossen hat. Welche Überfülle von Arbeit, von Leiden lindernder oder Heilung bringender Tätigkeit, von selbstloser Liebesbetätigung liegt zwischen diesen zwei Zeitpunkten!

Über ihre Tätigkeit als Ärztin und Mitgründerin der Schweizerischen Pflegerinnenschule mit Frauenspital wird ihre Kollegin und Mitarbeiterin Fräulein Dr. Heer zu uns sprechen. Ich möchte nur bezeugen, wie oft ich, seit mehr als 21 Jahren in Hottingen wohnend und wirkend, den Spuren des segensreichen Waltens der Entschlafenen begegnet bin, wie viele mir erzählten, wie sie an ihr nicht nur die geschickte und hingebungsvolle Ärztin, sondern die treubesorgte, verständnisvolle Freundin gefunden haben; wie oft ich sie mit der Instrumententasche bei Tag- und Nachtstunden nicht nur eilenden Schrittes, sondern laufend zu Frauen sich begeben sah, die ihre Hilfe ersehnten, wie oft ich aber auch den Spuren ihrer im stillen geübten, grossen Wohltätigkeit begegnete, bei der

sie sich durch seltenes Zartgefühl gegenüber den Armen auszeichnete. Ich denke an eine alte Wäscherin, die sehr wenig mehr leisten konnte, aber immer noch mit jüngern Kräften von der Heimgegangenen zur Wäsche bestellt wurde, um ihr doch noch einen Lohn geben zu können und nicht Almosen spenden zu müssen, bis zu befürchten war, sie könnte in der Waschküche tod zusammenbrechen, und wie sie die Alte dann in längerem Schreiben mir zu bleibender Fürsorge anempfahl. Oder an jene Zündhölzlifrau, der sie ein Hausierpatent verschaffte, Zündhölzchen kaufte und überreichlich Zündhölzchen abkaufte, nur um ihr den Glauben zu erhalten, dass sie auch noch zu etwas nütze sei.

Im März 1875 verheiratete sie sich mit Dr. Albert Heim, dem uns allen bekannten und in weiten Kreisen verehrten Professor der Geologie an der Universität und an der Eidgen. technischen Hochschule in Zürich. Die beiden Gatten waren sich darüber vollständig klar, dass sie ihre persönliche Annehmlichkeit gegenüber den hohen Problemen, deren Lösung sie als ihre erste Lebenspflicht erachteten, stets zurücksetzen müssten. Vor allem galt es ja, dem Beruf der Ärztin seine Stellung und seine Berechtigung zu erkämpfen und durch das Leben selbst darzutun, dass der Beruf der Ärztin denjenigen der Gattin und Mutter nicht ausschliesse, nicht einmal hindere!

Zunächst folgte eine Zeit strengster Arbeit. Schon die ersten Sprechstunden der Frauenärztin waren reichlich besucht. Die Erfolge der poliklinischen Praxis mit ihren Krankenbesuchen aus der Studienzeit schlugen die Brücke zur Privatpraxis. Der ganze Vormittag war mit Krankenbesuchen ausgefüllt, der Nachmittag mit Sprechstunde. In der Nacht wurde die Ärztin oft geholt; besonders grosse Ausdehnung nahm die geburtshilfliche und gynäkologische Praxis an. Ohne die ungewöhnliche Kraft und Zähigkeit und auch ohne die Unterbrechungen durch freilich kurze Ferientaufenthalte im Gebirge wäre diese ungeheure Arbeitsleistung nicht möglich gewesen.

Am 18. März 1882 machte Frau Dr. Heim noch eine grössere Operation, am 20. morgens erblickte ihr Erstgebornes das Licht der Welt. 1886 folgte die erste und 1889 die zweite Tochter. Leider ist die letztere schon im Alter von acht Wochen an einer akuten Krankheit gestorben.

Furchtbar war der Schmerz des Mutterherzens. Aber nun wusste sie, wie weh es tut, ein Kind sterben zu sehen, ein Stück des eigenen Lebens, und dachte dran, wenn sie einem Kindlein zum Leben helfen, ein erkranktes Kind behandeln musste. In dieser Zeit hat sie auch mehr und mehr sich der Kinderpraxis zugewandt, und die Kinderstube in der Pflegerinnenschule erfreute sich später ihrer ganz besondern Hingabe.

Etwelchen Ersatz für das gestorbene Kind brachte ihr im Jahr 1891 der Gatte heim. Einem Freunde in Deutschland war wenige Tage nach der Geburt eines Mädchens die Gattin gestorben. Herr Prof. Heim brachte von der Bestattung derselben das zehntägige Kindlein seiner Frau und sie nahm es mütterlich auf in Herz und Haus. Es blieb in der Familie, bis es 15 Jahre alt war. Leider konnte diese Pflegetochter der Kriegsverhältnisse wegen nicht mehr rechtzeitig über die Grenze kommen. Die innig geliebte Pflegemutter starb merkwürdigerweise gerade am Geburtstag der Pflegetochter, ohne sie noch gesehen zu haben.

An den eigenen Kindern hat die Entschlafene nicht weniger, sondern mehr als ungezählte Mütter getan. Hell leuchten wird in ihrem Geiste die schöne, freudenreiche Jugendzeit, unauslöschlich wird ihre Dankbarkeit gegen die teure Mutter sein.

Über das schöne Familienleben des nun in so tiefe Trauer versetzten Hauses Heim wird ein Freund desselben, Herr Professor Schröter, uns einiges sagen.

So war das Leben von Frau Dr. Heim nach vielen Seiten fruchtbar und segenspendend.

Vor mehreren Jahren schon stellte sich leider ein Leiden ein, das, wenn die Kranke ihm genügend lange Zeit Rechnung getragen und eine längere Kur in der Höhenluft oder im Süden gemacht hätte, wahrscheinlich gehoben worden wäre. Rücksichtnahme auf sich selbst war aber nicht ihre Stärke. So schritt das Leiden langsam vorwärts. Die starke Natur leistete ihm lange zähen Widerstand. Dem klaren, tatenfrohen, selbstlosen Geist schien es gar nichts anhaben zu können. Aber die Kranke musste doch mehr und mehr ihre Praxis einschränken. Sie plötzlich abbrechen, schien ihr unmöglich zu sein. Auch der lieben Arbeit in der Pflegerinnenschule musste sie schliesslich ganz entsagen. Eng und immer enger wurde der Lebenskreis, in dem sich die Kranke leiblich bewegen konnte, und schliesslich musste sie sich für immer niederlegen. Aber in geistigem Verkehr blieb sie fast bis in die letzten Tage durch Briefe, in denen sie immer so viel zu bieten wusste, mit einem grossen Kreis Verwandten und Freunde. Sie kaufte auch auf dem Sterbelager die Zeit aus aufs äusserste. Unverändert blieb sie in ihrer Selbstlosigkeit, Hilfsbereitschaft und zarten Rücksichtnahme auf die, die sie pflegten, zu denen vor allem die Tochter gehörte. Als die Nächsten ihr Lager umstanden, das äusserlich einen bejammernswerten Anblick bot, da sagte sie: „Was ist das, was ich durchmache, gegen das, was die draussen in den Schützengräben erdulden.“ Und drei bis vier Minuten vor dem letzten Atemzuge sagte sie noch einmal mit der letzten Kraft der Lunge „Schützengräben...“

Selten, sehr selten ist eine Seelengrösse, Geistesklarheit, Selbstlosigkeit im letzten Leidenskampf, wie bei ihr. Sie hatte im Bett ein Heft, auf das sie bis zu den letzten Tagen die Namen derjenigen aufschrieb, denen ihr letzter Gruss geschickt werden sollte. Alle Anordnungen für die Bestattung und das, was nachher geschehen solle, hat sie selbst getroffen bis in kleine Einzelheiten. Ja, schon am Sonntag schickte sie den Gatten zu mir, mich wegen der Mitwirkung an der Leichenfeier anzufragen, damit ich mich mit der Arbeit einrichten könne. Solches ist in meiner Amtstätigkeit noch nie vorgekommen.

Welche Offenbarung der überlegenen Kraft des Geistes, welcher Reichtum der Liebe im absterbenden, todesschwachen Leibe! Am Dienstag früh ist Dr. Marie Heim entschlafen.

Von Gott, dem Urquell alles Lebens, dachte sie ungefähr so: „Du bist uns zu gross und unsere Erkenntnis ist zu schwach, als dass wir dich finden und sehen und erfassen könnten. Lass uns die Liebe!“ Aus orthodoxem Pfarrhaus hervorgegangen, ist sie von jedem kirchlichen Bekenntnis losgekommen, ohne das Band, das sie mit der Kirche verband, formell zu lösen. Jedes Wortbekenntnis dünkte sie zu eng, den Unendlichen fassen zu können. Aber aus dem Pfarrhaus hat sie doch das Ideal christlichen Lebens mit sich genommen und ist ihm treu geblieben bis zum Tode. In ihrem Charakter erkennen wir doch deutlich die Züge unseres Herrn Jesus. Wenn er gesprochen hat: „Wer unter euch gross werden will, der sei aller Diener, und wer unter euch der Vornehmste sein will, der sei aller Knecht“, dann dürfen wir sie zu den Grossen und Vornehmen zählen. Wenn Jesus gesagt hat: „Nicht jeder, der zu mir sagt:

Herr, Herr! wird in das Reich der Himmel eingehen, sondern der da *tut* den Willen meines Vaters im Himmel“, — dann dürfen wir sie glauben unter den Gliedern des Himmelreiches. In der Liebe ist sie treu gewesen bis in den Tod. „Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm“. Darum, das ist unser persönliches Bekenntnis, glauben wir: Sie lebt in Gott, Sie ist uns unverloren! Ewig unverloren! Amen.

Eine feierliche Totenstille herrschte für einen Augenblick in dem hehren Raume; es schien, als ob die Trauernden alle im Geiste noch einmal stillen Abschied nehmen sollten von der in ihrer Mitte liegenden Toten, die ihnen ebenso lebendig in ihrem Wirken geschildert worden war. Da klangen plötzlich von der Empore herunter die sanften, singenden Töne einer Violine, es war das Largo von Händel und ein Schubertlied, womit der Sohn der Verstorbenen, Herr Dr. Arnold Heim, den Leichnam seiner geliebten Mutter hinüberbegleitete aus des Sarges dunkeln engen Raum, zur Befreiung durch die läuternden Flammen, nachdem er ihr am vorhergehenden Sonntag dieselben Musikstücke vorgetragen und sie daraufhin den Wunsch geäußert hatte: „Später noch einmal, aber vielleicht nicht mehr hier.“

Weil man sich versammelt hatte, um Abschied zu nehmen von derjenigen, die ihr ganzes Leben, ihr Wissen, ihre Kraft, ihre Zeit und ihr Herz in erster Linie in den Dienst „ihrer Frauen“, zu deren Nutz und Frommen, gestellt hatte, musste unbedingt auch eine Frau ihr ein Lebewohlwort nachrufen. Das hatte die Sterbende selbst auch noch erwartet und gewünscht, indem sie sich kurz vor ihrem Tode diesbezüglich noch dahin äusserte, es möchte diejenige es tun, welche ihr auf ihrem eigensten Gebiete als Ärztin und speziell auch als Stifterin und Leiterin ihrer geliebten Kinderstube in der Pflegerinnenschule besonders nahe gestanden war und einen tiefen Einblick in ihr Schalten und Walten bekommen hatte und dieses deshalb auch am besten zu beurteilen und zu würdigen wusste. Und sie tat es auch gerne, ihre kleine jüngere Freundin Fräulein Dr. Heer, der es ein Herzensbedürfnis war, öffentlich dafür zu zeugen, wie viel Gutes, welch reichen Segen sie selbst von der Verstorbenen ausströmen sah.

Schmerzlich würden es diejenigen unter den anwesenden Trauernden, welche das Glück hatten, Frau Dr. Heim als *Familienmutter* im engsten und intimsten Kreise schalten und walten zu sehen, vermisst und als eine Lücke empfunden haben, wenn nicht auch ein Wort über diese Seite unserer lieben Verstorbenen gesagt worden wäre. Wie heimelte es viele unter uns so wohligh an, als ein treuer Heimscher Hausfreund, Herr Prof. Dr. Schröter, aus eigenster Erfahrung heraus uns die vielseitige Frau noch schilderte als Seele dieses harmonischen und in seiner Art originellen Familienkreises! Am letzten Sonntag noch hatte die verstorbene Freundin, die für alle Hausfreunde das „Mueti“ war, ihm diese Mission selbst übertragen, und auf sein Versprechen hin, er wolle ihr dann ein schönes Redli halten, ihm freundlich lächelnd mit dem Worte gedankt: „Abgemacht!“ Aber doch nicht so leicht mag Herrn Professor Schröter die Erfüllung seines Versprechens gefallen sein, denn seine Worte und der Klang seiner Stimme zeugten von seinem Trennungsschmerz.

Noch einmal durchfluteten ernste Orgelklänge den stimmungsvollen Raum, langsam schoben sich die beiden Flügel der ehernen Pforte auseinander; leise und sanft, ganz allmählich, wie von einer unsichtbaren Macht geschoben, glitt der Sarg über die schwarze Marmorfläche dahin und verschwand in den geheimnisvollen, mit einem matt blauschwarzen Licht erfüllten Raum jenseits des ehernen

Portals, das sich nun wieder schloss, um uns dauernd zu trennen von der sterblichen Hülle unserer geliebten Frau Dr. Heim!

Und nun schloss Herr Pfarrer Liechti die Trauerfeier mit folgenden Worten:  
„Wir haben die irdische Hülle der Entschlafenen nach ihrem eigenen Wunsche der reinigenden Glut der Flamme übergeben.

Die Flamme löse das Vergängliche auf, befreie das Unsterbliche!

Unauslöschbar bleibe bei uns der Dank für alles, was die Heimgegangene uns getan. Nimmer höre auf die Liebe, die in ihr so herrlich wirksam war. Es bleibe unter uns lebendig ihr Geist der Kraft, der Hingabe, der Liebe, dass auch unser Leben fruchtbar werde!

J. Sch., Zürich.

### Aus dem Zentralvorstand.

1. In seiner letzten Sitzung hat der Zentralvorstand die vom eidgenössischen Finanzdepartement genehmigte Schlussrechnung der **Nationalen Frauenspende** entgegengenommen und beschlossen, der schweizerischen Zentralkommission für die Frauenspende ein Dankeschreiben zu senden für die geleistete grosse Arbeit.

#### Nachtragsrechnung der Frauenspende.

|   |                   |               |
|---|-------------------|---------------|
| Total der Zinse . . . . .   | Fr. 17,171. 40    |               |
| Total aller Unkosten für die ganze Schweiz . . . . .                  | „ 3,930. 34       |               |
|   |                   | 13,624. 06    |
| Nachträgliche Eingänge:   |                   |               |
| Beitrag Rio de Janeiro . . . . .                                      | Fr. 4,063. 10     |               |
| Zweiter Beitrag von Frankreich . . . . .                              | „ 1,133. —        |               |
| Restbetrag der Eingänge . . . . .                                     | „ 115. 55         | 5,366. 65     |
|   |                   | 18,990. 71    |
| Betrag der Frauenspende vom 4. Mai . . . . .                          | Fr. 1,168,814. 22 |               |
| Nachtragsrechnung laut obiger Aufstellung . . . . .                   | „ 18,990. 71      |               |
| Beitrag der Frauen von Washington direkt an die Staatskasse . . . . . | „ 438. 60         |               |
|   |                   | 1,188,243. 53 |

Gleichzeitig machen wir unsern Mitgliedern die Mitteilung, dass der hohe Bundesrat beschlossen hat, dem Schweizerischen Verband „Soldatenwohl“ (Geschäftsführerin Frl. E. Spiller, Kilchberg) Fr. 50,000 aus der „Nationalen Frauenspende“ zuzuweisen; durch diesen Beitrag werden die Soldatenstuben des genannten Verbandes instand gesetzt, neue Aufgaben durchzuführen, welche in der Unterstützung bedürftiger Soldaten mit Wäsche und in der Fürsorge auch nach anderer Richtung hin bestehen. Der Verband hat der Sektion Zürich des Schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins Fr. 2000 übergeben für Wäschelieferungen an die Soldatenstuben; so wird aus Mitteln der Frauenspende ermöglicht, mancher armen Frau Heimarbeit zu verschaffen. — Im Namen des Verbandes *Soldatenwohl* haben zwei Delegierte dem Präsidium persönlich Dank ausgesprochen für die Bemühungen des Schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins und seiner Leitung um das Zustandekommen der *Nationalen Frauenspende*.

Nach Rücksprache mit dem Präsidium gedenkt der hohe Bundesrat demnächst auch dem „Fonds für kranke Wehrmänner“ einen beträchtlichen Beitrag

mit verstecktem Schmunzeln, andere, denen Arbeit in jedem Falle nur Mühe bedeutete, gleichgültig. Ein ganz Junger erfasste wohl am besten den Humor dieser Stunde. Ihm gefiel die Frau, die so sicher unter den Mannsleuten stand, grad wie ein Feldherr. Sicherlich hatte sie ein wachsames, vielleicht unbequem helles Auge für alle Vorgänge auf ihrem Bauplatz. Aber recht hatte sie, die Jungfer Regula. Der Herrenleute Art war, bei Gott, auch nicht immer bequem. Es war doch schön, einmal für seinesgleichen die Hände zu rühren. So sinnierte der Bursche, als das werdende Gerüst das Wohnhaus der ehrsam Jungfer Regula Wackerli ankündete.

Tagtäglich konnte man nun gleiches schauen. Bei jedem Wetter stand die Jungfer anfeuernd, lobend und schimpfend auf ihrem Grund und Boden und kümmerte sich nicht um das offenkundige und heimliche Lächeln der Vorübergehenden. Einmal lehnte ich mich über die Bretterwand, die flüchtig errichtet ward. „Gott grüss die neue Nachbarschaft“, rief ich hinüber. Regula wischte sich die kräftigen Hände an der blauen Schürze sauber und trat an mich heran.

„Dank für das Willkomm“, sagte sie einfach und schüttelte mit Heftigkeit meine Hände. „Stören tu ich nicht, viel Lärm ist auch nicht meine Sache, das überlass ich den Jungen. Unser eins hat zu schaffen und lässt sich genügen an der Zither, die eine rechte Gottesfreude ist. Oder findet Ihr nicht, Nachbarin?“

„Gewiss, gewiss“, bestätigte ich und hoffte im stillen, dass Jungfer Regula ihrer „Gottesfreude“ nicht allzu oft und vernehmlich huldigen werde. •

„Der Mensch muss etwas fürs Gemüt haben“, fuhr sie fort, „besonders auf das Alter hin. Deshalb habe ich mir auch gesagt: ein Haus muss her. Immer unter Menschen sein, taugt nicht viel. Man hat doch sein Maul zum reden, und es ist menschlich, dass einem der Sinn nicht immer nach Honig steht.“

Sie schaute mich mit klugen Augen an, und ich konnte mir wohl denken, dass diese Augen scharf den Dingen auf den Grund sehen würden, und dass der Mund nicht schweigen könne darüber. Deshalb sagte ich: „Ganz recht habt Ihr, Jungfer Regula, schon mancher brave Gottesmann ist nur deshalb ein Heiliger geworden, weil er sich im rechten Moment von den Menschen entfernen konnte.“ Da lachte sie laut und herzlich:

„Auf Heiligkeit mache ich keinen Anspruch, wohl aber auf Ruhe. Wenn man sechzig vorbei ist, hat man ein Recht darauf...“

Das Haus machte den Erbauern nicht viel Kopfzerbrechen. Es wuchs rasch aus dem Boden heraus, und mich beschlich das Gefühl, dass ihm ein rechter Windstoss gefährlich werden könnte.

„Mein Leben wird's noch aushalten“, beruhigte sie mich, „mehr braucht es nicht. Warum der Kommenden gedenken? Man hat sich meiner Lebtag nicht um mich gekümmert. Warum sollte ich nicht auch allein für mich da sein? Christlich gesprochen ist's just nicht, aber es wird niemand verlangen, dass ich besser sein sollte als andere.“

Schon flatterten bunte Bänder an einem windschiefen Bäumchen, ein Aufrichtemal wurde gehalten, bei dem Jungfer Regula den Vorsitz führte. Sie spendete so viel Wein aus ihrem Rebberg, dass der Jüngste ihrer Leute in Begeisterung geriet und eine Rede stammelte, die ein solches Loblied war auf die Bauherrin, dass diese ganz beschämt mit dem roten Taschentuch über die Augen fuhr.

Am andern Tag kam sie zu mir. Ungelenk und gross stand sie in meinem Zimmer und schaute bekümmert auf ihren groben Schuhe, die die Spuren des Landes trugen.

„Ich habe auf dem Felde geschafft“, entschuldigte sie sich, und wagte es nicht, den Stuhl, den ich ihr heranschob, zu benützen. Allmählich aber verlor sie die Scheu vor der fremden Umgebung und erzählte in ihrer gewohnten resoluten Art.

„Da wir doch Nachbarn werden, ist's nur recht und billig, dass ich mit meinem Anliegen zu Euch komme. Auch seid Ihr ja wohl eine Studierte und müsst am besten Bescheid wissen. Es ist nun einmal so: das Werken mit der Hand schafft mir keine Not; im Gegenteil, da werde ich erst recht ein vernünftiges Frauenzimmer. Das andere aber, wisst, das Studieren, überlass ich denen, die mit den Schulmeistern mehr zu tun haben als mit Erdäpfeln. Dass die dann oft einen Hochmut haben, ist recht lächerlich, denn im Grund lebt man ja doch von den Kartoffeln und nicht von klugen Büchern. Glaubt aber ja nicht, dass es mir am Respekt davor fehle. Dass ich viel auf ein gutes Sprüchlein halte, werde ich Euch grad beweisen. Mir scheint nämlich, es wäre schicklich, wenn etwas Geschriebenes an meinem Hause stände. Das ist für jederman erbaulich und gibt gleich die richtige Weihe. Wir beten ja auch, wenn wir zum Pfarrer gehen. Ich meine aber, das eigene Haus ist nicht schlechter als die Kirche.“

Sie hielt einen Augenblick inne und in die braunen Augen trat ein Sinnen.

„Ich muss da an das Haus meiner Base denken. Sie ist schon lange tot. Gott habe sie selig. Das war eine gar gottesfürchtige Frau, ein bisschen sonderlich freilich und von dunkler Gemütsart. Das Leben wurde ihr dadurch nicht leichter. Ihr könnt es glauben. Allen ist's nicht vergönnt zu lachen, wenn einem die Tränen im Halse würgen. Und wisst Ihr, sonderlich war auch das Haus, worin sie wohnte. Es hatte drei Stockwerke. Und an jedem eine Inschrift. Ich habe sie oft gelesen, dass ich's meiner Lebtag nicht vergessen habe. Zu unterst hiess es: ‚In tiefster Not schrei ich zu dir‘; weiter oben: ‚Mitten wir im Elend sind‘; und ganz zuletzt: ‚Allein Gott in der Höh' sei Ehr'. Da habe ich mir immer gesagt: wenn ich, die Regula Wäckerli, je zu einem eigenen Dache kommen sollte, so müsste etwas Frohmütigeres dort stehen. Und heimlich sann ich an dem Spruch, als ich Tag für Tag auf meinem Äckerlein stand, ein Bett nur mein Eigen nannte und eine einzige Kammer besass. Aber etwas zum Hoffen muss der Mensch haben, sonst stürbe er vor Missmut. Gleich wie die Sonne hin und wieder scheinen muss, um den Ärger wegzuschaffen. Und da ich grad ihr viel verdanke, scheint es mir richtig, dass ich meinen Spruch aus dem Buche Sirach nehme, wo es heisst: ‚Die Sonne gibt aller Welt Licht und ihr Licht ist das allerhellste Licht‘.“

Sie hatte die Worte mit eingelernter Schülerstimme hergesagt und schaute mich nun forschend an.

„Nachbarin, wie schon gesagt, mir fehlt das Urteil in geschriebenen Sachen, haltet also mit Eurer wahren Meinung nicht zurück.“

Ich beruhigte sie. „Es liegt eine gar grosse Weisheit in dem, so Ihr mir sagtet, und sie wird Eurem Hause zur Ehre gereichen.“

Da nickte sie bedächtig mit dem Kopf, strich ihre Schürze glatt und meinte: „Ja, ja, man war früher auch nicht dumm, wenn schon Grünfinken von heute glauben, sie hätten die Weisheit mit Löffeln gefressen.“

Und mit diesem kräftigen Gesätzlein stapfte sie zur Tür hinaus.

Das Haus, vielmehr das Häuschen, stand fix und fertig. Unter dem Giebel war in klaren Buchstaben der Sirachsche Spruch hingemalt, und Jungfer Regula trug das allerhellste Licht wohl in ihrer Brust. Einmal kam sie gelaufen und legte mir mit einer Wichtigkeit Blumenarten vor, als hinge von der Wahl das Wohl und Wehe des Landes ab. Sie wünschte sich vom Herrgott nur noch einige Jahre Frist, „denn,“ sagte sie, „die bösen Zeiten habe ich auch ertragen, also kürze er mir nicht die guten“.

Es gehörte zu den Merkwürdigkeiten der braven Jungfer Wäckerli, dass sie bei jedem scheinbar demütigen Gebet zugleich auf ihr gutes Recht pochte und nach Gerechtigkeit verlangte wie ein Kind, das nach einer guten Tat auf Belohnung hofft.

Und trotz allem wartete ihrer eine herbe Prüfung, bitterer vielleicht als alle gewesen. Denn die Grösse eines Unglücks hängt im Grunde weniger von seinem Umfange ab, als von der Beschaffenheit der Seele, in der es uns trifft. Das trug sich folgendermassen zu. Im Mai sollte der Einzugstag sein und die Erfüllung höchster Träume bringen. Selten sah ich noch so viel unverfälschte Freude. In stillem Entzücken konnte man sie Abend für Abend vor dem Hause sehn, und die fleissigen Hände wussten immer etwas auszurichten. Mit einem wirklichen Hausfrauenstolz führte sie mich durch die leeren, nach Farbe riechenden Kammern, deren Kleinheit fast erheiternd wirkte zu der grossen, ungelenken Frau. Und dann erklärte sie: „Hier die Küche, wo Mizi königlich hausen wird.“ (Mizi hiess die alte, hässliche Katze, der auserkorene Liebling von Jungfer Wäckerlis bravem Herzen.) „Nebenan ist meine Stube. Wenn erst die Bilder meiner Eltern an der Wand hängen, ist's gleich heimelig. Einen roten Teppich habe ich auch, dazu den grünen Diwan — ich fürchte fast, dass die Stube allzu vornehm wird.“

In ihre Augen trat etwas wie Betretung. Einen Moment nur, dann sagte sie einfach: „Ach was, Gott sieht in mich hinein und wenn er erkennt, dass keine Hoffart darin ist, wird er nicht zürnen.“ Mit diesen zwei Räumen war der Rundgang im Erdgeschoss beendet, und wir mussten eine kleine Treppe hinauf klettern. Auch hier drei kleine Kammern, die Regula aber als eine wahre Platzverschwendung empfand.

„Denkt doch, der Luxus, eine Schlafstube für mich, ein Dörraum nebenan, und hier noch ein übriges. Es könnte sein, dass man einmal Besuch bekäme, und ich dürfte ihm Unterkunft anbieten, welche Freude, nein, welche Freude.“

Beim Herniedersteigen meinte sie dann fast zaghaft: „Allein bin ich ja schon am liebsten; ich muss die Freude auskosten und schäme mich doch, wenn man mich wie ein Verliebtes sieht.“

Ich drückte ihr zustimmend die Hand, wünschte einen guten Einzugstag und dachte nach über die verschiedenen Kostgänger, die Gottes Erde beherbergt.

Kurz vor dem grossen Tage klopfte es wiederum an meine Türe. Auf der Schwelle stand Regula. Das Begrüssungswort blieb mir im Halse stecken, als ich in ihr Gesicht sah. Alles Straffe, Kräftige war daraus verschwunden. Es waren die Züge einer alten, müden Frau. Sie liess sich diesmal ohne weiteres in den Stuhl fallen, als trügen sie die Füsse nicht mehr. Mein erster Gedanke war das Haus. So konnte nur jemand aussehen, dem eine grosse Hoffnung vernichtet worden war.

Ich legte die Hand auf ihren schlaff herabhängenden Arm: „Was ist's, Regula, sagt es mir.“

Aber aus dem herbe geschlossenen Munde kam vorerst kein Wort. Ich sah, wie auf die braune, verarbeitete Hand ein Tropfen fiel. Sie wischte ihn nicht weg. Dort blieb er liegen, das karge Zeichen eines grossen Schmerzes.

Und dann erzählte sie leise: „Es ist nichts mit dem Ausruhen im eigenen Hause. Es war Vermessenheit von mir, zu glauben, dass ich, die einfältige Regula, eine Heimat haben sollte, wie ich sie geträumt.“

Und nach und nach erfuhr ich folgendes. Regula Wäckerlis jüngster Bruder, den die strenge Rechtschaffenheit seiner Geschwister nie stark bedrückte, hatte seinen vielen leichtsinnigen Streichen einen gemeinen beigefügt, der ihn seine Freiheit kostete. Er hinterliess eine Frau mit drei Kindern, die ausser der Schande nichts besaßen. Nichts, als den Glauben an die Hilfsbereitschaft der Jungfer Regula.

„Könnte ich mich vielleicht meiner Aufgabe entziehen, sagt? Wiesen nicht die Leute mit Fingern auf mich, he? Hätte ich vielleicht noch eine ruhige Stunde? Ist's nicht meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, für die Liederlichkeit meines leiblichen Bruders mitzubüssen? Frau und Kinder kommen zu mir, basta. Aber sage ich etwa, dass es mir leicht werde? Bei Gott, nein, das wäre Lüge. Unser Herrgott will mich vielleicht strafen für meine kindische Freude an etwas Irdischem. War denn meine Freude so sündhaft! Sagt!“

Sie trat ans Fenster und schaute nach ihrer kleinen, saubern Wohnstätte hinüber, die so viel Glück versprochen hatte. Ein heller Abendglanz spielte um den Giebel, dass der Spruch darunter einen Moment wie lauter Gold schimmerte. Und vom Fenster her tönte es: „Der Spruch ist schön, das steht fest. Aber heute ist mir ein anderer im Sinn. ‚Es ist ein elend jämmerlich Ding um aller Menschen Leben.‘ Der Pfarrer hat's letztens gesagt; ich habe in mein Gesangbuch geguckt und gedacht: gar so schlimm wird's nicht sein. — — — Hatte er nun am Ende doch noch recht gehabt?“

Sie wartete keine Antwort ab, sondern sagte mit veränderter Stimme, als wären die letzten Worte nur für sie selber bestimmt gewesen: „Ich muss jetzt gehen. Morgen ist ein strenger Tag. Die armen Würmer plangen auf eine Heimat. Was meint Ihr, ist immer noch zu viel Raum? Ein Gutes liegt darin: ich muss mich jetzt nicht schämen, dass ich auf meine alten Tage hin eine Verschwenderin werde.“ Und mit einem schwachen Versuch zu scherzen: „Das Gastzimmer wird nun mein eigenes. Guten Abend, Nachbarin.“

---

## Vom Büchertisch.

**Das Jahrbuch der Schweizerfrauen**, 2. Band. Verlag von A. Francke, Bern. Preis Fr. 3. 50. — Preis des 1. Bandes Fr. 2. Beide Bände zusammen Fr. 5.

In diesen Tagen ist das „Jahrbuch der Schweizerfrauen“ (Redaktion: Dr. Emma Graf) zum zweitenmal auf den Plan getreten und möchte nun Einkehr halten im ganzen Lande herum. In allen heimatlichen Idiomen erzählt es von Frauenwirken und Frauenstreben. So reich sind seine Gaben, dass es jedem Kreis etwas zu bieten vermag. Einen Irrtum bedeutet es, zu meinen, dass dies Buch der Schweizerfrauen ein Buch *nur* für Frauen sei — nein, gerade auch unsere

Männer sollen es lesen, damit sie ersehen, wessen Geistes und welcher Art das tatkräftige Frauengeschlecht von heute ist; allzu gern klammern sie sich noch an das Frauenideal aus den Tagen, „da Grossvater die Grossmutter nahm“ und übersehen, dass es den Anforderungen der Gegenwart kaum standzuhalten vermöchte. Andere Zeiten verlangen andere Frauen. Die moderne Frau aber muss für sich beanspruchen, dass man ihr Gerechtigkeit widerfahren lasse, wenn sie in ihrer Weise Tüchtiges leistet und das erstrebt, was ihrem Geschlechte und damit auch der Allgemeinheit frommt. Das Bild der tüchtigen Frau der Gegenwart spiegelt das Jahrbuch wieder: es lässt uns hineinschauen in die Gebiete sozialer, beruflicher, politischer Frauenarbeit. Es erlaubt uns einen Vergleich zwischen der Gemeinnützigkeit der Frauen von ehemals und von heute; Kriegsinstitutionen und Friedensbestrebungen der Frauen lernen wir kennen. Die Eigenart der tessinischen Frauenbewegung, die mit besondern Widerständen kämpft, tritt uns nahe. Wir sehen, wie in der Abgeschlossenheit des Engadins die Frauen auf selbstgebahnten Wegen dem Ziele sozialer Hilfsarbeit zuwandern. Mit Spannung verfolgen wir den Lebenslauf einer Vorkämpferin der westschweizerischen Frauenbewegung, denjenigen von Mme. *Gægg-Pouchoulin*, den uns Mme. Chaponnière-Chaix ungemein fesselnd schildert. Mit warmem Interesse schaut man in das ausdrucksvolle Antlitz dieser Pionierin, deren Bekanntschaft allein schon einen hohen Gewinn bedeutet. Aber auch das treue Bild ihrer geistigen Nachfolgerin, Mme. *Chaponnière*, der verehrten neuen Präsidentin des Bundes schweizerischer Frauenvereine, wird uns im Jahrbuch geboten. Dr. *Gertrud Wöcker* bekommen wir mitten in ihrem Laboratorium zu sehen, wo sie den Jüngern der Chemie und Medizin an der Hochschule Bern physikalisch-chemische Biologie doziert. — Und nun das Jahrbuch als Nachschlagewerk — wer möchte es entbehren! Wie angenehm ist es, sich von der zuverlässigen Hand *Elisabeth Rothens* durch das Labyrinth schweizerischer und ausländischer Frauenvereine und -verbände leiten zu lassen. — Wer immer unter der Frauenwelt „strebend sich bemüht“, dem sei das Jahrbuch der Schweizerfrauen auf den Weihnachtstisch gelegt, aber auch den Männern wollen wir es als Weihnachtsgabe schenken — weil es das beste Mittel bedeutet, um ihnen die Berechtigung moderner Frauenpostulate vor Augen zu führen.

J. Merz.



## Kochrezepte bünd. Frauen

herausgegeben vom Schweizerischen gemeinnützigen Frauenverein, Sektion *Chur*, hübsch geb. Fr. 3, brosch. Fr. 2, enthaltend speziell auch Mais- und Reisgerichte. Zu beziehen durch das

172

Mädchenheim, rät. Volkshaus, Chur.

## Zucker

ersetzen meine Saccharin-Tabletten, absolut unschädlich. — 100 Gramm gleich 20–21 Pfd. Zucker. Fr. 4 per Nachnahme. O 2700 S

H. Weiser,

Grenchen (Solothurn).

164

## ≡ DRUCKSACHEN ≡

für den Geschäfts- und Privatverkehr liefert  
in kürzester Frist und sauberer Ausführung

**Buchdr. Büchler & Co., Bern**

## Privat-Altersheim

**Rorschach** am Bodensee

nimmt stets ältere Leute (Männer und Frauen) zu mässigen Preisen auf. 168 (K 1462 B)

Verlangen Sie Prospekt.

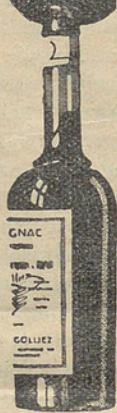
# Winkler's

147

# Kraft-Essenz

ist vorzüglich bei bösen Erkältungen, Influenza, Magenbeschwerden, zur Stärkung nach schweren Krankheiten und im hohen Alter. Überall erhältlich zu Fr. 1.50, 2.50 und 3.— die Flasche. En gros bei Winkler & Co., Russikon (Zürich).

# GOLLIEZ



## EISENCOGNAC

*Stärkungsmittel gegen Bleichsucht, Blufarmut, Appetitlosigkeit etc. Fr. 3.50*

## NUSSSCHALENSIRUP

*Blutreinigungsmittel gegen Drüsen, Flechten etc. Fr. 3.— und Fr. 5.50*

## PFEFFERMÜNZ-KAMILLENGEIST

*Gegen Schwindel, Ohnmachten, Magenschmerzen etc.—Für Militär und Reisende Fr. 1.— & Fr. 2.—*

*In allen Apotheken und in der Apotheke Golliez in Murten. Verlangen Sie den Namen „GOLLIEZ“ und die Marke „ZWEI PALMEN“*

H 650 F 149

SCHUTZ-MARKE



**A. SENNHAUSER'S  
HELVETIA  
Back-  
pulver**

lässt das Gebäck prachtvoll aufgehen, macht es leichtverdaulich und verfeinert dessen Wohlgeschmack.

Prakt. Rezepte gratis.

Erste schweizerische  
Backpulver-Fabrik

**A. Sennhauser  
Zürich**

146

H 336 Z

**„Dodo“ Zitronen- u. Orangensaftzucker**

(ges. geschützt)

gibt in Wasser gelöst eine

**erfrischende, naturreine Limonade**

Unentbehrlich für Familie, Reise, Sport, Militär.

Überall erhältlich oder durch die Alleinfabrikanten **Gebr. Leuenberger, Bern**

JH 3059 B

56

Man sieht dem Winter ruhig entgegen,



wenn man sich mit diesen überall bekannten Hustenbonbons versieht! Husten, Heiserkeit, Katarrh ver-

schwinden nach Gebrauch von schon wenigen Caramellen. Aber man soll es gar nicht so weit kommen lassen. Man führe bei allen Ausgängen Kaisers Brust-Caramellen bei sich, dann sind Erkältungen ausgeschlossen.

Bestandteile: Feinschmeckender Malzextrakt in fester Form.

**6100** Zeugnisse von Ärzten und Privaten.

Paket 30 und 50 Cts., Dose 80 Cts. Schutzmarke: 3 Tannen.

Zu haben in Apotheken, Drogerien und besseren Kolonialwarengeschäften. (K 236) 113

Inserate im „Zentralblatt“  
haben grössten Erfolg!

## Geb. Ackermann, Tuchfabrikation, Entlebuch

Man achte genau auf diese Adresse 105

senden auf Verlangen bereitwilligst Muster von schönen ganz- und halbwoollenen Stoffen für solide Frauen- und Männerkleider.

Bei Einsendung von Wollsachen

billige Fabrikationspreise

## Versende <sup>163</sup>

an jede Dame meine sehr beliebten

## Monatsbinden

aus weichstem Material, per Dtzd. à Fr. 7.50, ein gutsitzender, weicher Gurt à Fr. 1.—, unter Nachnahme. Frau Affolter, Erlen, Thurg.

Abonnemente auf das 'Zentralblatt' nimmt entgegen die Buchdruckerei Büchler & Co., Bern.

## Dr. Krayenbühls Nervenheilanstalt „Friedheim“

Zihlschlacht (Schweiz), Eisenbahnstation Amriswil, für

## Nerven- und Gemütskranke, Entwöhnungskuren

(Alkohol, Morphium, Kokain usw.) Gegr. 1891. Sorgfältige Pflege

Hausarzt: Dr. Wannier.

170

Chefarzt: Dr. Krayenbühl.

## Körperlich und geistig Zurückgebliebene

finden in der sehr gesund gelegenen

154

## Privat-Erziehungsanstalt Friedheim

in Weinfelden, Schweiz, (gegründet 1892) fachgemässe, sorgfältige Behandlung nach den neuesten Grundsätzen der Heilpädagogik. Vielseitige praktische Ausbildung. Gartenbau. Prospekte durch den Vorsteher

E. Hasenfratz.

# Privat-Frauenklinik Sursee <sup>Kt.</sup> Luzern

werden stets Frauen zur Entbindung aufgenommen. Sorgfältige Pflege.

Prospekte zu Diensten.

## Dr. med. Anna Bucher.

155

Denket daran, Schweizerfabrikate zu kaufen!

## Pâte Dentifrice DENTINOL



Unvergleichlich bestes, allen andern überlegenes Präparat. Von köstlichem Wohlgeschmack, erhält es Zähne und Mund gesund und schön, verleiht dem Atem eine herrliche Frische. Durch seine Eigenschaft, in die Schleimhäute des Mundes einzudringen, wirkt es noch stundenlang nach Gebrauch *antiseptisch und bazillentötend.* 139

Zu haben in allen Apotheken, Drogerien, Parfümerien, Warenhäusern.

En gros: **E. Kälberer, Genf.**

Die Tube Fr. —. 75. Doppeltube Fr. 1. 25.

# Seethaler

Confituren

sind der Stolz des  
Hauses und der  
höchste Genuss des  
Feinschmeckers.

Conservenfabrik  
Seethal A.G. in  
Seon, Aargau

BOBF



Verlangen Sie in den einschlägigen Geschäften  
Ihres Platzes überall ausdrücklich

**SEETHALER**  
**Confituren und Conserven**

um sicher zu sein, das Beste zu erhalten. —

28

Schweizerische Landesausstellung in Bern  
**Grosser Ausstellungspreis**  
(Höchste Auszeichnung)



Zentralbibliothek Zürich



ZM02109625